

STEVEN KURTZ



Foto AP

### Biotech-Rebell

Als der Kunstprofessor Steven Kurtz am 11. Mai die Notrufnummer wählte, um ärztliche Hilfe für seine Frau herbeizuholen, konnte er nicht ahnen, daß wenig später Beamte des FBI in Bioschutzanzügen sein Haus stürmen, ausräumen, versiegeln und ihn verhaften sollten. Für Kurtz Frau Hope war an diesem Abend jede Hilfe zu spät gekommen, sie erlag einem Herzinfarkt. Den Sanitätern fielen jedoch merkwürdig aussehende Petrischalen und ein wissenschaftliches Instrument auf. Darauf verständigte sie die Bundespolizei, die sofort zuschlug und alles beschlagnahmte, inklusive des DNS-Extraktionsapparats. Nach mehreren Anhörungen hat die Staatsanwaltschaft nun Kurtz, der an der Universität von Buffalo lehrt, angeklagt, zusammen mit dem Genetiker Robert Ferrell von der Pittsburgh University – nicht wegen Bioterrorismus, wie es zuerst hieß, sondern wegen Betrugs.

Kurtz nennt sich „Bio-Künstler“. Doch im Gegensatz zu Genkollegen wie Eduardo Kac aus Chicago oder Joe Davis aus Boston, die sich durch eine zwischen Erschrecken und Faszination pendelnde Beschäftigung mit der modernen Biotechnologie auszeichnen, rechnet sich Kurtz dem aktiven Widerstand zu. Er will eine „Unterwerfung des Lebens“ unter die kapitalistische Herrschaft verhindern. Diesem Ziel dient das „Critical Art Ensemble“, eine inzwischen fünfköpfige Künstlervereinigung, die das Ehepaar Kurtz bereits 1987 gegründet hat. Manche Aktivitäten der Gruppe sind ironischer Art, etwa das Engagement für ein Denkmal zu Ehren des „Unbekannten Blutspenders“ aus Buffalo, dessen DNS im Rahmen des Human genomprojekts benutzt wurde. Näher zum Feld, das Kurtz nun ins Gefängnis bringen könnte, führt das Projekt „GenTerra“, bei der Aktivisten so taten, als arbeiteten sie für eine Biotech-Firma, die aus Menschenblut gentechnisch veränderte Bakterien gewinnt und freisetzt.

Das „Critical Art Ensemble“ hat in einem Manifest namens „Widerstandsbiologie“ Taktiken einer „fuzzy biological sabotage“ beschrieben, die „Feuer mit Feuer“ bekämpfen sollen und sich eindeutig am Rand der Legalität bewegen. So wird als Aktionsform gegen Biotechnologie vorgeschlagen, mutierte Fruchtfliegen aus der Genforschung per Internet zu bestellen und dann in Universitäten oder sogar Restaurants freizusetzen: „Ist es nicht besser für eine mutierte Fliege, im Dienst des Widerstands herumzuzurren, als ihr Leben in einem Labor zu fristen?“ Auch die Zerstörung von gentechnischen Versuchsfeldern wird genauestens beschrieben. Die FBI mußte sich nach dem Hinweis der Sanitäter nicht wirklich anstrengen, Kurtz Mission zu durchschauen, ein bißchen googelgenügte. Zur Anklage wegen Betrugs führte nun, daß sich Kurtz und sein Mitstreiter Bakterien aus staatlichen Sammlungen unter Angabe falscher Gründe besorgt und sie weitergegeben hatten. Kurtz Frau ist tot, er ist angeklagt – doch als Bio-Künstler und Biotech-Rebell ist er nun weltbekannt. In Amerika und Europa haben einige Künstler und Umweltaktivisten Solidaritätsbekundungen formuliert und Demonstrationen veranstaltet. Die Anklage wird von ihnen als Versuch interpretiert, einen kritischen Menschen zu kriminalisieren. CHRISTIAN SCHWÄGERL

### Über Haschisch: Eine sentimentale Reise zu den Quellen der Paranoia / Von Andreas Rosenfelder

In jeder Drogenerzählung – darüber täuschen selbst die nüchternen Infographiken der Nachrichtenmagazine nicht hinweg – schwingt der alte Tonfall der Sage mit. „Diese Geschichte ist nicht von mir.“ So beginnt Walter Benjamins rätselhafte Novelle „Myslowitz – Braunschweig – Marseille“. Liest man das urkomische Protokoll einer Haschischerfahrung, so entstehen Zweifel an den jüngst verbreiteten Behauptungen über das hochgezüchtete „Powerkraut“ dieser Tage, welches den harmlosen Stoff der Vergangenheit in den Schatten stelle.

Benjamins Text dient als Beleg für die vom Philosophen Ernst Bloch beim Bier aufgestellte These, „es gäbe niemanden, der nicht schon einmal im Leben ums Haar ein Millionär geworden wäre“ – und berichtet von einem unbelegbaren Maler namens Eduard Scherlinger, den beim Kiffen in einem Pariser Hotelzimmer die Eilnachricht seiner Bank erreicht, er möge die Anlage des väterlichen Erbes in Royal-Dutch-Aktien per Telegramm bestätigen. Doch auf dem Weg zum Postamt beginnt das zuvor genossene Haschisch zu wirken. Als Vorsorge für den „verzehrenden Heißhunger“ will der Maler eine „Tafel Schokolade“ kaufen – landet aber, da er die „Perücken“ im Schaufenster mit „Baumkuchen“ verwechselt, irrtümlich in einem Friseursalon. Danach wird der Berauschte urplötzlich „zum Physiognomiker“, entdeckt in einem Lokal das „Gymnasium von Myslowitz“, wünscht sich auf einer Steinbank am Hafen die güldene Inschrift „Bank“ – und verpaßt natürlich das Postamt und mithin die „Sensationelle Hausse“ der Ökonomie. So machte Cannabis (um in der Sprache des Nachrichtenmagazins zu bleiben, dessen umgetaufte Antihelden Bastian oder Claas heißen und achtzehnjährige Schüler an der Grenze zur Lebensunfähigkeit sind) schon vor dem Zweiten Weltkrieg mancher Blitzkarriere einen Strich durch die Rechnung.

Man braucht nicht den drogenerfahrenen Märchenfreund Benjamin zu zitieren, um in obiger Geschichte die Muster des Volksmärchens wiederzufinden. Nennen wir die Helden der folgenden Geschichte, welche die Wege und Irrwege von Marihuana beeinflusster Biographien jenseits der Skandalisierung nachzeichnen will, also ihrem Wunsch gemäß Hänsel und Gretel. Hänsel ist ein siebenundzwanzig Jahre alter Diplom-Kommunikationswirt mit Fachabitur, arbeitet in einem Medienunternehmen und trägt ein Polohemd und Baseballkappe. Gretel ist eine neunundzwanzigjährige Geisteswissenschaftlerin mit Magisterabschluss, die sich zur Zeit für Jobs und Stipendien bewirbt und Jeans zu einem rosaroten Pullover anhat.

Die leicht sentimentale Reise, von der diese Geschichte handelt, führt zu den Quellen: Während auf der Autobahn A 4 kurz vor Aachen die dampfenden Kühltürme des grauzugigen Kraftwerks am Horizont auftauchen, nähert sich der Kölner Kombi zugleich den künstlichen Paradiesen der holländischen Coffeeshops und jenem noch künstlicheren Paradies der Erinnerung, aus dem wir nach dem Dichtervort nicht vertrieben werden können. Denn der Name „Maastricht“ bezeichnet für viele junge Leute, die ihre Schulzeit in Nordrhein-Westfalen verbrachten und im Wochenende ein Auto zur Verfügung hatten, einen Topos für die Reize des in Deutschland Verbotenen. Heute läuft im Kassetendeck des Autos ein altes Mix-Tape, auf dem zwischen wabernde Hip-Hop-Songs zitierfähige Passagen aus dem Kultbuch „Per Anhalter durch die Galaxis“ von Douglas Adams geschnitten sind: „Der Unendliche Unwahrscheinlichkeitsdrive ist eine neue, hinreißende Methode, riesige interstellare Entfernungen ohne das ganze langweilige Herumgehänge im Hyperraum in einem bloßen Nichtsgefühl einer Sekunde zurückzulegen.“ Tatsächlich verbraucht die nicht wirklich interstellare Route nach Maastricht knapp anderthalb Stunden – Zeit, in welcher Hänsel die als Impulsmaterial mitgenommene Ausgabe des Nachrichtenmagazins durchblät-

tert, die unter dem Titel „Die Seuche Cannabis“ ein Mädchen mit Joint als Schultüte abbildet. Hänsel wendet auf dieses angstbesetzte Bild den Gegenzauber jener Tiefenhermeneutik an, die überall geheime Beziehungen und verborgene Botschaften wittert: „Klapp mal den Schutzumschlag auf!“ Jetzt kommt gleich neben der Drogenschülerin die verlockende Schokoladentafel von der Hefrückseite zu liegen: „Der sahnigste Genuß, seit es Quadrate gibt“. Hänsel und Gretel sind gut zehn Jahre älter geworden seit jener Zeit, als „Holland“ für sie noch ein Zauberreich mit bizarren Hinweischildern an der Autobahn war. Hänsel erinnert sich noch an die Ausreden, welche die Eltern von der Ungefährlichkeit des ersten Amsterdam-Aufenthalts überzeugen sollten: „Nee, wir gehen wirklich nur ins Museum!“ Tatsächlich verwandelte sich, wie Gretel findet, unter dem Eindruck der Droge ganz Maastricht in seinen idyllischen Kopfsteinpflastergassen in ein Museum. Als wir das gediegene Biostro „t Pothuiske“ an der Maas passieren, zeigt Gretel auf die sechsblättrige Pflanze

fensterbank thront, genügt für den drogenfreien Einstieg in die Assoziationsketten. Langhaardackel oder Yorkshire-Terrier? Der Hund von Rudolf Moshammer? „Spring doch“, sagt Hänsel wie zur Probe halblaut und kichert. Im aufgeräumten Coffeeshop „Kosbor“ an der Kleinen Gracht sind jene Reste von frühgeschichtlicher Mystik, welche die Kultur des Haschischkonsums stets umwehte, auf ein Mindestmaß zurückgeschmüpft. Urzeitfarne hängen über der Theke, und ein riesiges Wandgemälde lüftet das Rätsel von Stonehenge: Die Steine wurden von violetten Seifenblasen mittels Magnetstrahlen an Ort und Stelle gehievt. Von „Afgaan“ für 2,50 Euro pro Gramm bis zu einer Sorte mit dem furchteinflößenden Namen „Ice-O-Lator“ für 17,50 Euro reicht das Sortiment.

An den Hippie-mythos des Kiffens im Namen von Kreativität und Weltverbesserung haben Hänsel und Gretel nie geglaubt. Allenfalls die „Rituale“ – zum Beispiel den klischeehaft in die Faust gesteckten Joint oder das naturnahe Rauchen am „Erdloch“ – übernahm man am Anfang. Die Erleuchtungen waren profaner Natur.



Auch das Kiffen unterliegt Etiketten – sonst schmeckt es nicht.

Foto laif

im Wappen des Lokals – und erinnert sich daran, daß früher ein mehrsprachiges Schild „Dies ist kein Coffeeshop!“ im Fenster hing, um die vom mißverständlichen Symbol und vom mehrdeutigen Namen angelegten Teenager fernzuhalten. Lange vor jeder Blumenberg-Lektüre wurde bei Maastricht-Besuchen die „Lesbarkeit der Welt“ entdeckt – und die Stadt als Zeichenkulisse mit scheinbar lustigen Schildern wie „Stuntprizen!“ oder „Proef zelf!“ mißbraucht.

Obwohl Hänsel und Gretel an der inzwischen zur Großbaustelle verwandelten Maaspromenade den Weg nicht mehr finden, mobilisiert das Stadtbild noch immer die alte Entzifferungssucht. Ein mopsiger Hund, der am Marktplatz unter der Leuchtschrift „Gulpenner Bier“ auf einer

Gretel erinnert sich an den Selbstversuch, eine auf Video aufgenommene Woche „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“ am Stück anzuschauen. Und Hänsel spricht davon, daß selbst der „Laberflash“ – mit Benjamin: „Es fällt einem sehr auf, – in wie langen Sätzen man spricht“ – beim gruppenförmigen Rauchen schnell verbeibet. „Irgendwann kommt in jeder Clique der Zeitpunkt, wo man sich nichts mehr zu sagen hat. Außer: Mach mal Mischung!“ Dennoch produzierte der Haschischgenuß – und das allein ist wohl seine kulturkritische Dimension – unendliche Geschichten. Gretel wagt sogar die literaturtheoretische These, sämtliche Anekdoten übers Rauchen ließen sich gemäß Vladimir Propps strukturalistischer Märchenanalyse auf einunddreißig Handlungsfunktionen zurückführen.

Archetypisch ist nicht nur Hänsels Erzählung vom Klassenausflug, bei dem die Clique eine Wasserpeife in den Bonner Bundestag schmuggelte, obwohl der Rucksack geröntgt wurde. Mustergültig auch Gretels Bericht von einem Freund, der auf der Suche nach einem wichtigen Autoteil in einem niederländischen Supermarkt verschwand – und mit acht Tüten Chips in unterschiedlichen Geschmacksrichtungen wiederauftauchte. Auch über einsame „Abstürze“ auf geselligen Partys kursiert eine Basiserzählung mit einigen Variablen – von der angenommenen Hautfarbe bis zur Art der Halluzinationen. Der große Absturz jedoch, also die vom Nachrichtenmagazin prophezeite zerbrochene Vita, taucht im narrativen Repertoire kaum auf. Gretel, die mit vierzehn Jahren in einem Jugendzentrum auflegte und dort durchaus auch „kaputte Typen“ kennenlernte, aber nach der Scheidung ihrer Eltern den „vernünftigen Part“ in der Familie übernehmen mußte, erfuhr auf dem zehnjährigen Abiturtreffen vom einzigen „Komplettabsturz“ ihres Jahrgangs, einem dem Alkoholismus verfallenen „Jurastudenten mit Krankenkassenbrille“. Hänsel kennt durchaus Freunde, die sich zu Schulzeiten „runtergeraucht haben“ – später aber als „energiereiche Typen“ an der Abendschule das Abitur nachmachten.

Freilich erlebte Hänsel auch Leute, „die es gar nicht geschafft haben“ und in jungen Jahren nach „Experimenten“ mit härteren Drogen am eigenen Erbrochenen erstickten. Ob die künstlichen Paradiese zum Sumpf werden oder biographische Uraulausenseln bleiben, darüber entscheidet wohl der Charakter. Gretel jedenfalls, die bei einem Auslandssemester in Oxford „Kinder reicher Eltern“ kennenlernte, die ihre Freizeit mit achtzehnjährigen Jointkonstruktionen totschlugen, sah im Pfeifenrauschismus vieler Kiffer denselben „Entdeckergeist“, der sich vorher in Physikolympiaden und später in der artgerechten Haltung psychoaktiver Kakteen entfaltete. Warum fing man mit dem Kiffen an, wenn man nicht an die Erlösungsphantasien der Hanfkultur und ihrer peinlichen T-Shirts und Aufkleber glaubte?

Gretel spricht lächelnd vom „Gruppenzwang – und der jugendlichen Bereitschaft, sich alles anzutun, was nicht tödlich ist“. Hänsel, der seit seiner Kindheit an einer Halbspastik leidet, erwähnt die Entspannung der Muskulatur: „Vielleicht ist Langeweile auch ein gutes Stichwort. Und Neugier. Jugend forscht.“ Beim Flanieren durch die beschauliche Stadt – nicht nur von Gretel früher wegen der „relaxten Holländer“ zum gesellschaftspolitischen Utopia verklärt – fallen zahlreiche Überwachungskameras in Form von Bogenlampen auf. Schilder mahnen: „Cameratoezicht!“ Eine sonderbare Entdeckung, denn zum Grundgefühl der Haschischraucher gehört eine gute Portion Paranoia – die der Proppschen Märchenfunktion „Held wird verfolgt“ entspricht.

Am Ufer der Maas ist die zwanghafte Seite der Haschischkultur in Reinform zu besichtigen – dort liegt, hinter riesigen Parkplätzen, der auf einem Boot untergebrachte Coffeeshop „Mississippi“. Eine kurze Stippvisite führt vorbei an einem bulligen Türsteher, der auf vier flimmernen Monitoren das dumpe Innenleben kontrolliert, in einen verrauchten Schlauch mit dem Charme einer schabigen Spielhölle. Jugendliche Typen in Muskelshirts oder Beckham-Trikots rauchen sich hier ins Hochleistungskoma. Stranden aus an diesem Hafen besetzte Entdeckernaturen, die gerade um ein Haar die Millionen ihres Lebens verpassen?

Wohl kaum. Draußen am Kai steht zwischen Kleinwagen mit deutschen und belgischen Kennzeichen eine tiefschwarze Corvette mit kalifornischem Nummernschild. Hier hat offenbar jemand – womit auch immer – Karriere gemacht. Vielleicht ist der Autobesitzer ja auch der Autor jenes protzigen Graffitos, das in Großbuchstaben an der Backsteinmauer steht: „Life is a Game and I am the Winner.“ Aber dieses Ammenmärchen glaubt kein Mensch.



### VIRTUELLE BLÜTENLESE: EIN NEUES NETZPORTAL FÜR LITERATUR

Als es anfang mit dem Internet, wurde mancherorts eine Gefahr heraufbeschworen, die von dem neuen Medium für die Literatur und ihren Betrieb ausgehe: Was sollte aus den Büchern werden, wenn jeder beliebige Text im Netz frei verfügbar ist, was aus den Literaturkritikern, wenn jeder seine Rezensionen gleich selbst schreibt, und was gar aus der Literatur überhaupt, wenn doch alle jenseits herkömmlicher Qualitätsmaßstäbe Geschichten produzieren und veröffentlichen können? Die Literatur hat seitdem im Cyberspace ganz neue digitale Formen ausprobiert, und der Literaturbetrieb hat das Netz als Forum für eine Informationsverbreitung nutzen gelernt, die mittlerweile nur noch schwer zu überblicken ist. So ist es erfreulich, daß es nun eine weitere Anlaufstelle für deutschsprachige Büchermenschen im Netz gibt. Das unabhängige Literaturportal „www.bluetenleser.de“ will die Fülle ordnen, täglich über aktuelle Geschehnisse im Literaturbetrieb unterrichten, aber auch ausgesuchte Bücher in eigenen Artikeln vorstellen. Der „Blütenleser“ kommt aus einem Pressebüro in Konstanz, verantwortlich sind der Literaturwissenschaftler Joachim Leser, zuletzt beim Ammann Verlag für Presse und Vertrieb zuständig, und der Webdesigner Mike Bierwolf, ehemals Hersteller bei Hoffmann und Ammann. Finanziert wird das Projekt bislang noch mangels Anzeigenkunden aus eigener Tasche; Rezensionen werden von Kritikern zum Freundeschaftspreis für Zweitverwertungen zur Verfügung gestellt – ein Bereich, den der Leser aber gerne ausbauen würde. Im poetischen Namen des Portals klingen die „Blütezeiten“ der Germanistik des 19. Jahrhunderts ebenso an wie das botanisierende Blütenlesen von Schriftstellern wie Rousseau oder Celan. Auf der ansprechend gestalteten Website erinnern diese virtuellen Literaturblüten doch in Farbe und Form noch an ihre Herkunft aus dem materiellen Bestimmungsbuch. Beim Klick auf den entsprechenden Blütenkopf der Rubriken „Aktuelles“ oder „Literatur im Radio und TV“ findet sich eine Übersicht mit den Inhaltsangaben der wichtigsten Literaturzeitschriften oder das komplette Tagesprogramm an Literatursendungen in Hörfunk und Fernsehen. Des weiteren zeichnet ein Literaturkalender Gedenktage, Kongresse, Lesereisen und Ausstellungen. Wer Material zu einem bestimmten Autor sucht, kann auf eine umfangreiche Link-Sammlung zurückgreifen. Das aktuelle Dossier erinnert etwa gerade an den hundertsten Geburtstag von Pablo Neruda, den zweihundertsten von George Sand und den Bloomsday oder informiert über die Aktion „Das große Lesen“ von ZDF und dieser Zeitung. Mit der Blüte „Autoren und Bücher“ kann man sich zu Rezensionen von Neuerscheinungen klicken und findet dort im verborgenen auch die schöne Kategorie „Bibliothek der unterschätzten Bücher“, in der sich ein Kritiker einmal im Monat an ein außergewöhnliches Buch erinnert, das bei seinem Erscheinen weitgehend unbemerkt blieb. Bislang wird dort allerdings nur Jürgen Theobaldys Gedichtband „Der Nachtbildsammler“ von Helmut Böttiger vorgestellt – als Nachdruck einer über zehn Jahre alten Rezension. Es ist zu hoffen, daß es für den Leser hier bald noch anderes (und spannenderes) Unerkanntes zu botanisieren gibt. ESTHER KILCHMANN

